

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 10.]

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

[1876.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Eines Abends saßen wir in der Abendschule, die Josua immer noch hielt: die Stube war mit Männern und Weibern der schlechtesten Art, wie die Welt es nennt, angefüllt, als plötzlich die Thüre mit Geräusch aufgerissen ward und Joe Traill, zerlumpt und schmutziger denn je und halb betrunken hereinwankte. Ich weiß nicht, ob ich schon gesagt habe, daß Josua für ihn eine Stelle gefunden hatte, wo es Joe ganz gut gegangen wäre, hätte er das Trinken aufgeben können; er gab es aber nicht auf, und das war das Ende vom Lied, nachdem er beinahe drei Monate sich sonst brav gehalten hatte.

„Es thut nicht gut, Josua,“ sagte er zu diesem in seiner trunkenen Weise, „Arbeit und keinen Schluck dazu — das ist zu schwer für mich! Ich bin wieder 'reingefallen!“

„Gut, Joe, es scheint, daß du dieses Mal ziemlich weich gefallen bist, so weich wie Straßenkoth!“ erwiderte Josua. „Sag' dich aber nun hin und mach' keinen Lärm. Ich werde später mit dir reden.“

„Keinen Heller in der Tasche!“ sagte Joe, indem er seine Taschen umwendete und mit den Händen ausstäubte. „Ich komme zurück, wie der Teufel, schlechter als ich ging!“

„Schon gut, Freund, aber davon später; laßt mich fertig machen, was ich jetzt zu thun habe, und dann reden wir zusammen.“

Doch Joe war in jenem Zustande, in dem der Mensch entweder weinerlich oder streitsüchtig ist. Er war das Letztere, wohl zum Theil, weil er noch Besinnung genug hatte, sich zu schämen, und suchte mit Josua anzubinden. Er rief ihm eine zotige Gemeinheit zu, die zu wiederholen, ich mich nicht erniedrigen will. Josua antwortete ihm ruhig, aber gebieterischer als zuvor.

„Sag' dich,“ sagte er, und ich glaube nicht, seine Stimme je schärfer und bestimmter gehört zu haben. „Du hast für heute genug — mach' nicht noch weitere Dummheiten!“

Da kochte das böse Blut, das böse Verbrecherblut, das niemals ganz entfernt worden war, in Joe auf — er holte zum Schlag aus und traf Josua mit voller Wucht an der Seite des Kopfs über dem Ohr.

Mindestens ein Duzend Männer erhoben sich zornig, Flüche ertönten; einige gegen Joe wegen des Schlags, einige auch gegen Josua, daß er den Schlag nicht zurückgab; die Weiber schrien, die Bänke wurden umgeworfen, und die ruhige Abendschule war in ein tobendes Babel voll Tumult und Gewaltthätigkeit verwandelt. Ein kräftiger Bursche, — er war auch ein Dieb, ein Mensch, der sich jederzeit zu einem Mörder entwickeln konnte, der aber mehr Fiber, mehr Halt in sich hatte, als der arme, schlottrige, charaktersschwache Joe, und darum besser im Zügel zu halten war, wenn man einmal seiner Brutalität Herr geworden — ging in Vorerstellung auf den Betrunkenen los, den Mehrere der Anwesenden schon am Kragen gepackt hatten. Allein Josua, der freideweiß geworden war, legte seine linke Hand auf Jim's starken Arm, während er seine rechte nach Joe Traill ausstreckte und sagte: „Joe, einen Mann schlagen und deinen Freund, für Nichts! Du mußt geträumt haben, mein Bunge, und einen bösen Traum! Gib mir die Hand und wache auf!“

Mehr kann ich nicht sagen. Vielleicht lag nichts Besonderes in seinen Worten; aber in seinem Blick, als er da stand, so todtenbleich und doch so beherrschend, mit der einen Hand Jim Graves zurückhaltend und die andere Joe hinreichend, der sich unter den eisernen Fäusten krümmte, die ihn umklammerten — lag Etwas, das wie ein Zauber auf sämtliche Zuschauer wirkte. Männer und selbst Weiber waren da, die bereit gewesen wären, ihn in Stücke zu reißen, wenn sie nur einen Augenblick den Argwohn gehegt hätten, seine liebevolle Sanftmuth sei nur verdeckte Feigheit; aber es war kein Feigling, der dem Trunkenbold, weil er ihn geschlagen, sich gegenüberstellte, es war kein Feigling, der dem brüllenden, tobenden Haufen verzweifelter Männer und Weiber die Stirn bot, und sie Alle durch seine unaussprechliche Würde beruhigte. Es war derselbe eindringliche, durchdringende Blick, mit dem er als Knabe den Pfarrer in der Kirche befragt und später als Jüngling im Felsenthal um ein Wunder gebeten hatte.

Joe brach in Thränen aus, er war nüchtern geworden und sein Trotz gebrochen; viele der Weiber weinten — sogar die große, feistufige Betsy Lyon, eine der herabgekommensten Personen des ganzen Stadtviertels, während die Männer zur Seite schlichen

und die meisten von ihnen einige derbe Worte des Lobes sagten, die, so wohl sie auch gemeint waren, in diesem Augenblick schlecht angebracht waren. Gerade als es wieder still wurde, kam die Polizei, durch den Lärm herbeigezogen und froh, die Gelegenheit, auf die sie schon lange gewartet, endlich gefunden zu haben; wir — Josua und ich — thaten unser Möglichstes, um die Konstabler, die von den Anwesenden nicht mit freundlichen Augen betrachtet wurden, vor Mißhandlungen zu schützen und wurden zum Dank dafür verhaftet und nach der nächsten Station geführt, wo wir, weil kein Bürge*) zur Hand war, für die Nacht eingesperrt wurden.

Der Magistrat**) verstand am nächsten Tag von Josua's Verteidigung Nichts und hieß ihn mit einem strengen Verweis weichen. Da wir gestraft werden sollten, gleichviel ob mit Grund oder nicht, so schickte man uns auf mehrere Wochen ins Gefängniß, damit wir uns in Zukunft besser betriegen. Wir wurden nun inne, daß der Versuch, in Uebereinstimmung mit Christus zu leben, in dem modernen christlichen Staat strafbar ist und hinter Schloß und Riegel führt. Wir haben kein Verständniß für die Lazarusse, Simeons und Magdalenen unserer eigenen Hauptstadt. Wenn wir lesen, daß „unser Herr und Meister“ unter das lasterhafte Volk seiner Zeit ging, so sagen wir, es war göttlich; wenn aber Jemand, gleich Josua, ihm darin nachfolgt, wird er eingesperrt. Christus war der Verbrecher seiner Zeit und Kaiphas der Hohepriester, der die Ehrbarkeit und die Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung der Dinge vertrat, nahm ihn gefangen und machte der Menge so gut begreiflich, wie sehr Christus gegen die herrschende Moralität sich vergangen, daß sie lieber Barrabas als ihn frei haben wollte. Und wir haben noch unsere Kaiphasse in voller Kraft.

Mit dem armen Joe waren wir noch nicht fertig. Die Worte des Herrn C. waren nur zu wahr geworden. Er war von dem Dämon des Trinkens förmlich besessen; er war nicht mehr sein eigener Herr als ein Tobfüchtiger in Bedlam***). Während unserer vierzehntägigen Gefangenschaft nahm er Alles, was nicht niets- und nagelfest war: Kleider, Werkzeuge, Möbel, und verpfändete es für Gin†), und als wir die Freiheit wiedererlangten, fanden wir unsere Stube vollständig ausgeräumt.

Ich hatte niemals Josua's Geduld, und ich gestehe, daß ich über diesen Streich empört war. Als ich aber leidenschaftlich losbrach und von der Undankbarkeit dieses „Schufstes“ und „Schurken“ rebete, verwies mir Josua meine Heftigkeit.

„Konnten wir Anderes von ihm erwarten?“ sagte er. „Ist es möglich, daß Jahrzehnte des Verbrechens in wenig Wochen ausgewischt werden?“ Dann setzte er hinzu: „Wir müssen uns des armen Kerls annehmen. Er hat sich wieder zum Schlechten gewendet, und wenn seinem Treiben nicht Einhalt gethan wird, ist er verloren.“

Er setzte den Hut auf und ging aus; nachdem er mehrere Stunden in den verrufensten Kneipen, die er kannte, herumgesehen, brachte er Joe Traill zurück und behielt ihn.

Ich habe nicht nöthig, die ganze spätere Geschichte dieses elenden Ausgestoßenen zu erzählen. Es reicht hin, zu sagen, daß er wieder und wieder in seine schlechten Gewohnheiten zurückfiel, und daß Josua ihm immer wieder vergab. Keine Probe war für seine Nachsicht, für seine Geduld zu hart. „Nicht für die Sünderlosen, sondern für die Sünder!“ pflegte er zu sagen.

Diese unerträgliche Sanftmuth und Güte, diese Hoffnung, die ihn nie verließ, thaten ihre gute Wirkung, ehe es zu spät war, und der überführte Dieb, der ohne Josua sein Leben auf dem Verbrecherstuhl, wo nicht am Galgen, beschlossen hätte, starb, freilich ein Opfer unserer faulen, gesellschaftlichen Zustände, aber doch wenigstens so weit mit dem Gesez in Frieden, daß ihm die

Hand eines Freundes außerhalb des Gefängnisses die Augen zu drücken konnte.

Das häßliche Fehlschlagen seiner Bemühungen machte Josua viel Kummer. Männer und Weiber, die er gebessert zu haben glaubte und denen er einen anständigen Lebensweg eröffnet hatte, kehrten zum Trunk und zu den Schlechtigkeiten ihres früheren Lebens zurück. Sie bedurften der Aufregung, die Eintönigkeit der Tugend ermüdete sie und der Rückfall ins Laster schien ihnen Rettung. Allein so oft und so schwer sie auch fehlten, und wenn sie ihn auch tief betriübten, was in der That oft der Fall war, Josua's Herz erkaltete nicht. Er vergab ihnen Alles, mochten sie nun gegen ihn persönlich oder gegen das Gesez sich vergangen haben, und nahm sie wieder auf, wenn sie Reue empfanden. Manchmal verlachten sie seine Geduld, manchmal fluchten sie ihm und wiesen seine Freundschaft zurück; manchmal auch weinten sie und umschlangen ihn mit tiefgefühlter, aber kurz andauernder Dankbarkeit, und manchmal, jedoch nur selten, nahmen sie sich seine Lehren zu Herzen und besserten sich. Der größte Theil schwankte zwischen Tugend und Laster, je nach Laune und je nachdem die Versuchung stärker war oder die guten Vorsätze. Aber, wie sie auch waren, gut oder schlecht, er blieb sich stets gleich gegen sie; im ersteren Fall suchte er sie zu gewinnen, im zweiten sie aufrecht zu erhalten, und war glücklich, wenn seine Bemühungen selbst bloß den bescheidensten Erfolg hatten.

Den Anhängern der verschiedenen Sekten fiel es nicht ein, ihn zu unterstützen. Im Gegentheil, sie rieben sich schadenfroh die Hände, wenn einer seiner Schützlinge mit der Polizei in Konflikt kam oder sonst Aergerniß verursachte; sie erklärten das für sehr natürlich, denn Josua sei ja kein „Christ“.

Um diese Zeit kehrte Mary Prinsep zu uns zurück. Man wird sich erinnern, daß ihre Herrin es zur Bedingung gemacht hatte, daß Mary's früheres Leben ein Geheimniß bleiben müsse. Und darin hatte sie Recht gehabt, sowohl um Mary's als um ihrer selbst willen. So weit war Alles gut gegangen, Mary hatte nach allen Richtungen hin befriedigt, da kam unglücklicherweise der Mann, welcher sie nur zu gut in den kummervollen Tagen ihrer Sünde gekannt, mit seiner Familie auf ein paar Tage zu Besuch in das Haus. Alle Dienstboten, Mary natürlich darunter, wurden bei den Morgen- und Abendbeteten in Reih und Glied aufgestellt, Angesicht zu Angesicht mit den Gästen. So trafen sie sich: auf der einen Seite ein vornehmer, seiner Herr, mit ehrwürdigen weißen Haaren und goldener Brille, mit einer Frau und hübschen, wohlgezogenen Kindern, mit einer hohen Stellung in der Gesellschaft und dem Rufe der Frömmigkeit, — auf der andern Seite ein armes, unwissendes Mädchen, von der Gesellschaft verlassen, durch die Noth auf schlechte Wege gedrängt, aber jetzt ihr Möglichstes thugend, sich von dem Schmutz der Vergangenheit zu reinigen. Es war eine unangenehme Ueberraschung für ihn, und er fürchtete wohl, Mary könne Ansprüche an ihn erheben oder ausplaudern, was sie wußte. Er war in dem Hause ihres Herrn mit seiner Frau und seiner ältesten Tochter zu Gast und unter seinem richtigen Namen, den er ihr sorgfältig verschwiegen hatte; mit Leichtigkeit konnte sie nun seine Privat- und Geschäftsadresse erfahren. Zweifellos war es der Instinkt der Selbsterhaltung, was ihn trieb, allein trotzdem war es bodenlos feige und gemein — der schwächere Theil mußte zum Opfer fallen. Er erzählte eine prächtige, ihm zur Ehre gereichende Geschichte, um zu erklären, wie es komme, daß er des Mädchens früheres Leben kenne; er erzählte sie nur aus Rücksicht für seine Freunde, die so schamlos betrogen worden. Die Dame des Hauses bemerkte freilich, daß sie die Hauptpunkte aus Mary's früherem Leben gekannt, aber sie wurde so heftig bestürmt, das Mädchen fortzuschicken, daß sie zuletzt nachgab. Sie that, was sie ihrer Stellung und ihrer Familie schuldig zu sein glaubte — und diese durch Mithätigkeit ausgezeichnete Dame, diese musterhafte Christin, die jeden Sonntag regelmäßig zweimal in die Kirche und jeden Monat einmal zum Abendmahl ging, warf das arme, unglückliche Ding aufs Pflaster; und Mary, die das Geheimniß ihres vornehmen Verführers treu bewahrte, flüchtete sich wieder zu uns, ihren einzigen Freunden auf der weiten, weiten Welt. (Fortsetzung folgt.)

*) Außer wo ein Kriminalverbrechen vorliegt, muß in England jeder Verhaftete, der Bürgschaft stellen kann, in Freiheit gesetzt werden.

**) So heißen die Polizeirichter, welche geringfügige Fälle endgiltig aburtheilen, bedeutendere vor die Geschwornen verweisen.

***) Name der großen Londoner Irrenanstalt.

†) Sprich Dschinn; Gendvire oder Wachholder-Branntwein, der für den Gebrauch der Armen meist in abscheulicher Weise durch sinnverwirrende, Wuthanfalle erzeugende Gifstoffe, z. B. Brechnuß und Kodelsförner „zurechtgedoktort“ wird.

Der Mensch.

Von J. Moft.

III.

(Schluß.)

Man untersuchte die sogenannten Tertiärschichten, das heißt diejenigen Erdschichten, welche unter den als „angeschwemmtes Land“ erkannten Sand-, Lehm-, Kies- u. s. w. Lagern, also unter denjenigen Schichten sich befinden, die bisher allein als denkbare Basis der Entstehung des Menschengeschlechts aufgefaßt worden waren, und die Resultate belohnten den Eifer. In einer Tiefe von 20—30 Fuß, d. h. in geringen Entfernungen von der Unterlage der diluvialen oder durch Anschwemmungen, namentlich durch Flußablagerungen, entstandenen Schichten fand man schon früher gelegentlich da und dort Knochen vorweltlicher Thiere, die jetzt ausgestorben sind, aber nichts, was auf die Existenz von Menschen hätte schließen lassen; da endlich stieß man auch auf Werkzeuge und zwar fand man zunächst eine Anzahl von Kieselärzten. Waren dies auch nur ganz roh behauene Steine, so trugen sie immerhin die Spuren der menschlichen Arbeit an sich. Aber auch damit gaben sich die Herkommensanbeter noch nicht zufrieden. Ein französischer Gelehrter, Boucher de Perthes, mühte sich von 1838 bis 1854 vergeblich ab, die Bedeutung der vorgefundenen Steinärzte zu beweisen; er wurde einfach ausgelacht, und das nicht wegzuleugnende Faktum erklärte er damit, daß die Steine wahrscheinlich im weichen Boden versenkt worden seien; ja man wollte ihre Gestalt sogar durch zufällige Abstufungen erzeugt wissen, oder führte sie auf den Auswurf von Vulkanen zurück. Endlich nahmen sich mehrere Gelehrte die Mühe, selbst zu suchen, statt sich mit dem Nachschwätzen zu begnügen, und siehe da: sie wurden belehrt!

Und nachdem die Sache einmal so weit gediehen war, nachdem selbst Gelehrten-Commissionen konstatiert hatten, daß die Kiesel-Werkzeuge sowohl menschliche Arbeitsprodukte seien, als auch in solchen Erdschichten sich vorgefunden hätten, die als uralte Ablagerungen bezeichnet werden können, und daß in ihrer Nähe Knochen von ausgestorbenen Thiergeschlechtern angetroffen würden, mußte man wohl oder übel daran glauben. Seither hat man auch in allen Welttheilen derartige Steinwerkzeug-Funde gemacht, so daß man daraus schließen kann, daß 1) überall schon in unvordenklichen Zeiten, und in Gesellschaft jetzt nicht mehr existirender Thiere, Menschen auf der Erde wohnten, und 2) daß besagte Instrumente die elementarsten Erscheinungen der Kultur repräsentierten und wahrscheinlich die Mittel bildeten, durch welche sich unsere Vorfahren vom Thiere zum Menschen emporarbeiteten.

Uebrigens sind bei den tiefststehenden Wilden auch heute noch solche steinerne Werkzeuge im Gebrauch. Ein durch Behämmern mit anderen Steinen entstandenes Beil oder dergleichen wird zwischen einen gespaltenen Stock gesteckt und so durch festes Binden befestigt; kleinere Steinsplitter benützt man als Messer, Lanzenspitzen u. s. w. Aehnlich dürfte es auch bei den Urmenschen gewesen sein.

In der Nähe der gedachten Kieselärzte wurden übrigens derartige Sachen, wie sie in den früher erwähnten Höhlen neben den Steinwerkzeugen angetroffen wurden, nämlich Horn-, Knochen- und aus Lehm geformte Gegenstände, nicht gefunden. Dies beweist, daß trotz des hohen Alters jener Höhlen die darin bewahrt gebliebenen Ueberreste menschlichen Lebens schon einer Epoche angehören, wo der Mensch eine langjährige Entwicklung hinter sich hatte.

Doch der Mensch, welcher sich einmal im Aberglauben verrannt hat, ist unermülich im Bezweifeln der Wahrheit. Als die Kieselärzte anerkannt werden mußten, forderte man Menschenknochen: — sie wurden gesucht und gefunden! Insbesondere fanden sich Unterkiefer an vielen Stellen vor, vermuthlich, weil dieser Körperteil bei der Verwesung sich vom Leichnam leicht löstrennt und vielleicht durch den Wind oder wie immer davon entfernt wurde, wohl auch wegen der besondern Härte des Knochens. Aber auch Schädel sind entdeckt worden. Das größte Aufsehen erregte in dieser Beziehung ein in der Nähe von Düsseldorf, im Neanderthale, aufgefundenes menschliches Skelett aus dem fraglichen Zeitalter.

Aus der späteren Periode — die man Höhlenzeit nennen kann — sind nach und nach Dinge zu Tage gefördert worden, welche es vollends über jeden Zweifel erheben, daß der Mensch den fossilen, d. h. einer früheren Erdbildung angehörigen Thieren, wie Mammuth u. s. w., Gesellschaft leistete. Es sind dies rohe Abbildungen solcher Thiere, auf Knochen u. dgl. eingekritzelt; sogar menschliche Figuren waren unter den Kunstleistungen dieser Art. Was diese menschlichen Darstellungen betrifft, so ist zu bemerken, daß sie nackte Figuren darstellen, die unter den jetzt lebenden Menschen den Australiern am ähnlichsten sehen!

Wir haben also gesehen, daß die Spuren des Menschen bis in die Tertiärschicht, die dritte und letzte Erdschicht, welche überhaupt Merkmale vergangener höherer organischer Körper in sich birgt, hinaufreicht; und da die darüber gelagerten Alluvial- oder Neubildungs-Schichten nach sorgfältigen Berechnungen ungefähr 100,000 Jahre alt sein müssen, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wie alt die Menschheit eigentlich ist und wie sehr die Mosaische Schöpfungsgage mit der Wahrheit im Widerspruche steht. Andere Volkssagen stehen übrigens mit dem natürlichen Verhältniß weit weniger auf gespanntem Fuße; so zählt die mythische Geschichte der Chinesen gegen 130,000 Jahre und die Babylonier schrieben ihren zehn ältesten Patriarchen ein Alter von zusammen 432,000 Jahren zu!

In den angeschwemmten Schichten kamen im Laufe der Zeit ganz merkwürdige Dinge zu Tage. So fand man gelegentlich eines Eisenbahnbaues am Genfer See einen durch Ablagerungen eines Flüssigens gebildeten Schuttkegel, der sozusagen drei verschiedene Kulturschichten aufeinander gethürmt darstellte. In einer Tiefe von wenigen Fuß fanden sich römische Münzen, Ziegel etc., etwa zehn Fuß tiefer waren Bronze-Werkzeuge aus vorhistorischer Zeit eingebettet; und abermals zehn Fuß tiefer stieß man auf rohe Topfscherben, Holzkohlen, Thierknochen u. s. w.! — Das Alter des ganzen Schuttkegels ist auf etwa 10,000 Jahre berechnet worden. Am Züricher See entdeckte Dr. Keller im Winter 1853—54 die ersten Spuren jener sonderbaren Arten menschlicher Baukunst, die inzwischen unter dem Namen Pfahlbauten bekannt geworden sind, und die man nun schon in großer Anzahl in vielen Seen aufgespürt hat; auch in den Torfmooren Pommerns und Mecklenburgs wurden derartige Bauten entdeckt, und unlängst sogar im Flußbette des Rheins. Ohne Zweifel dienten die vielen in Reihen eingerammten Pfähle einst zur Stütze von Hütten, welche ins Wasser hineingebaut waren, wahrscheinlich, um vor den Angriffen von Feinden und wilden Thieren besseren Schutz zu gewähren, als beim Wohnen auf dem Lande möglich gewesen wäre. Diese Bauart scheint lange Zeit üblich gewesen zu sein, da man in ihrer unmittelbaren Nähe außer den steinernen auch bronzene und eiserne Geräthschaften fand; die Geschichte erwähnt der Pfahlbauten jedoch nicht, ein Beweis dafür, daß sie der vorhistorischen Zeit angehören.

Eine weitere merkwürdige Erscheinung sind die Kjökkenmøddings (Küchenabfälle, Urathhausen), die man in Dänemark am Meeresufer fand. Dieselben dehnen sich zum Theil bis auf 1000 Fuß Länge und 100 bis 200 Fuß Breite aus und erreichen eine Höhe von 5—10 Fuß. Ihre Hauptbestandtheile sind Muscheln, die unverkennbar geöffnet worden sind, um ihres Inhalts beraubt zu werden. Dazwischen gelagert finden sich Werkzeuge aus Stein, Knochen u. s. w.; Kohlen, Asche, rohe Topfscherben u. dgl., jedoch keine metallenen Gegenstände. Ihre Aufhäufung durch Menschenhand steht außer allem Zweifel. Aehnliche Muschelhaufen hat man neuerdings auch in Amerika entdeckt.

Endlich sind als Ueberreste der urweltlichen Kultur noch die Tumuli oder Hünengräber und die Dolmen oder Steinische zu erwähnen. Erstere hielt man früher für die Grabstätten eines ausgestorbenen Riesengeschlechts, was jedoch ein

Irrthum war, indem die fraglichen Menschen ziemlich schwächerer Natur waren, die vermuthlich von den aus Asien vordringenden Kelten verdrängt, resp. unterjocht worden sind. Diese Denkmäler bestehen aus übereinander geschichteten Steinmassen, in deren Innerem verschiedene Geräthschaften vorgefunden wurden, die größtentheils aus Bronze verfertigt sind und ihrem Aussehen nach darauf hindeuten, daß sie zu den urweltlichen Produkten jüngeren Datums gehören.

Das weiter oben angegebene muthmaßliche Alter der Menschheit erscheint gewiß sehr hoch; gleichwohl ist es, verglichen mit dem Alter der Erde, nur eine kurze Spanne Zeit, denn man hat berechnet, daß die gesammte Schichtenbildung unseres Planeten mehr als 600 Millionen Jahre in Anspruch genommen hat! Ebenso merkwürdig ist der Umstand, daß die großartigen Veränderungen, welche die Erdoberfläche während der Alluvialzeit (der jetzt noch nicht abgeschlossenen Epoche) schon zu bestehen hatte, von Anfang an den Menschen zum Zeugen hatten. Um nur von Europa zu reden: England war vor Jahrtausenden noch mit Frankreich verknüpft; die Schweiz und andere Gebirgsländer waren mit ungeheuren Eis-massen bedeckt, als deren Ueberbleibsel noch die Gletscher vorhanden sind; Holland lag noch auf dem Meeresgrunde u. s. w. Und der Mensch sah diese großartigen Umwälzungen und vergaß sie, so daß erst die jüngsten Geschlechter mit vieler Mühe den Verlauf der Dinge aus der Erdkruste zu entziffern vermögen. Dies ist aber nichts Unbegreifliches. Worüber wir eine Geschichte haben, das sind — man wird dies nach den bekannten Thatsachen zugeben müssen — nur die letzten Augenblicke des menschlichen Lebens; und selbst diese weisen ja so unendlich viel Barbarisches auf! Wie trauriger Natur muß der Urmensch gewesen sein.

Seine Spuren, und zwar auch die aus der uns zunächst gelegenen Zeit, lassen auf eine grauenhafte Rohheit schließen; verbrannte und von Menschen benagte Menschenknochen fand man allenthalben, die Menschenfresserei muß allgemein gewesen sein! — Ungeheuerliche Thiere und fürchtbare Naturerscheinungen ließen den Menschen nicht zur Ruhe kommen und zwangen ihn



Maria von Burgund

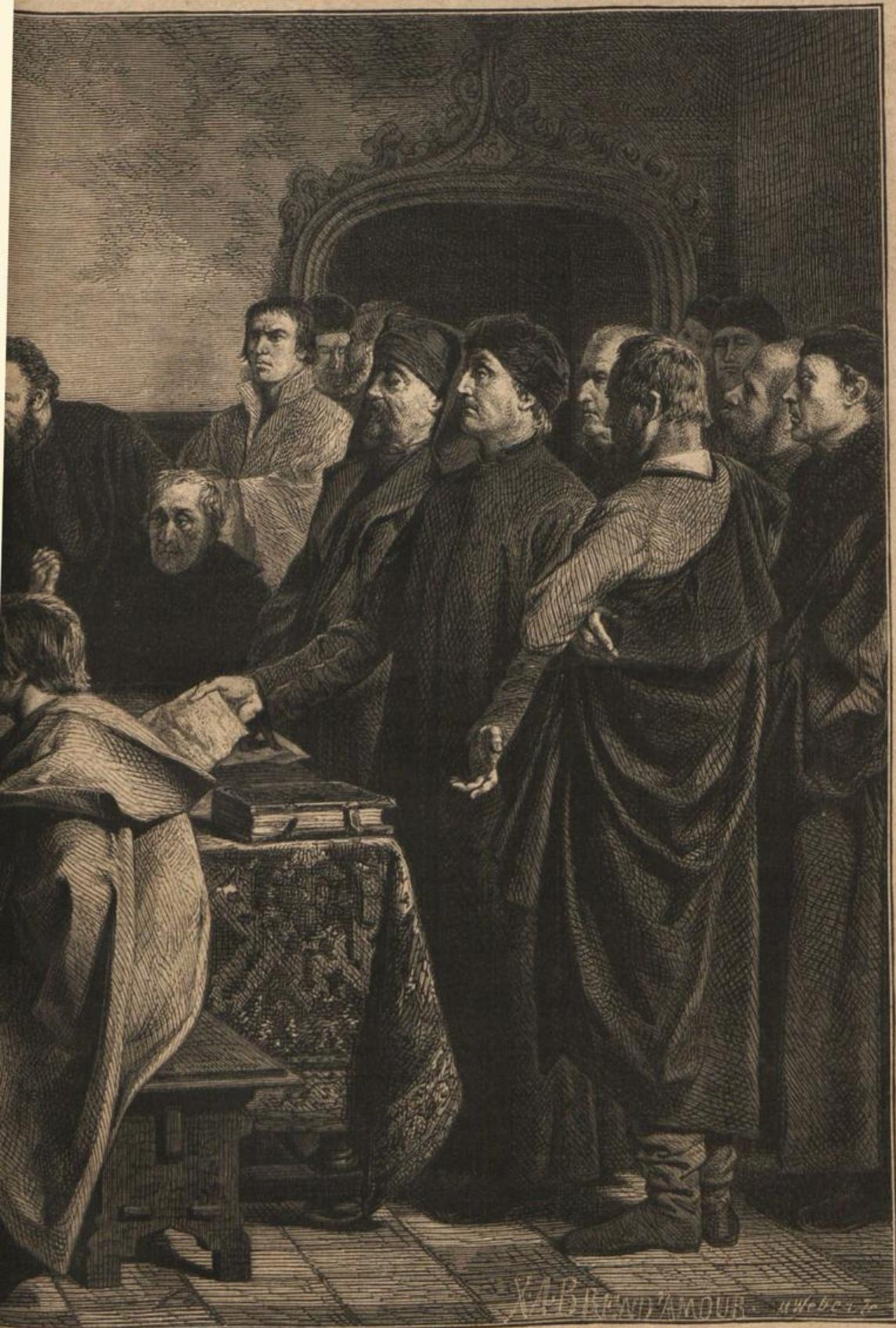
zu einem beständigen Kampfe ums nackte Leben. Immerhin muß der Mensch von dem Momente an, wo er als solcher auftrat, ein den übrigen Thieren geistig überlegenes Wesen gewesen sein; nur seine günstigere Gehirnentwicklung kann ihn in den Stand gesetzt haben, so vielem Ungemach Trotz zu bieten und sich zu behaupten. Natürlich kann trotz alledem von Intelligenz im

modernen Sinne bei den Urmenschen keine Rede sein. Im Gegentheil erklären die Naturforscher, daß alle vorgefundenen urweltlichen Menschenschädel affenartig gebildet waren, und daß die Kinnladenform und die Gestalt der Augenhöhlen auf eine entsetzliche Wildheit schließen lassen. Bei dem Schädel, welcher im Verein mit einem ganzen Skelette im Neanderthale bei Düsseldorf gefunden wurde

und der gewissermaßen Weltberühmtheit erlangte, indem er in zahlreichen Abgüssen verbreitet und vielfach untersucht und beschrieben wurde, soll der wilde Charakter ganz besonders in die Augen springend sein. Kein Wunder, daß solche Menschen viele Jahrtausende brauchten, ehe sie es von der Fähigkeit, ganz rohe Kieselärzte anzufertigen, bis zu den Pfahlbauten und der Bereitung metallener Gerätschaften brachten; von weiteren Kulturfortschritten gar nicht zu reden.

Einzelne Gelehrte haben das urweltliche menschliche Dasein in mehrere Epochen eingetheilt und dabei förmliche Detailmalerei hinsichtlich der jeweiligen Zustände getrieben; da man es aber hierbei offenbar nur mit Ausschmückerien der Sache zu thun hat, will ich mich damit nicht aufhalten. Es genügt, wenn man weiß, wie weit überhaupt die Forschungen über unsere Herkunft gebiehen sind.

Schließlich sei nur noch bemerkt, daß der menschliche Verstand allein den Fortschritt nicht bewerkstelligt hat, sondern daß vielmehr die Natur ihren Theil dazu beitragen haben muß. Klimatische Einflüsse zc. haben jedenfalls dabei eine Hauptrolle gespielt. Hat indeß die Kultur einen gewissen Grad erreicht, dann wirkt sie sozusagen fortzeugend. Höherer Verstand führt zu höherer Kultur und diese zu abermaliger geistiger Erhöhung in fortwährender Wechselwirkung.



Zwei Pariser Bufluchtshäuser vor hundert Jahren.

Von Gustav Rasch.

In dem hübschen und stattlichen Dorfe Gentilly, einige Hundert Schritte von der Barriere d'Italie, erhebt sich auf einer Bodenerhöhung, seine Fronte den Häusergruppen des Dorfes zugekehrt, ein großes, aus mehreren Flügeln, Binnenhöfen und Quergebäuden bestehendes, unregelmäßiges Schloß aus der Zeit Ludwigs des Dreizehnten über einer weiten, hügeligen Ebene, welches im vorigen Jahrhundert mit mehr Recht, als irgend ein anderes Gebäude der großen Stadt Paris den Namen eines Hauses der Armen und der Elenden verdiente. Das Schloß von Bicêtre ist nicht allein das älteste Pariser Irrenhaus, sondern es diente auch zugleich allen Klassen der Armen, Kranken und Elenden als Aufenthalt, welche man nirgends anders unterzubringen wußte. „Bicêtre“, sagt Professor A. Bouchardat*), „vereinigste in seinen weiten Räumen Greise, Blinde, Epileptische, Syphilitische, Strophulöse, unheilbare Kranke, Wahnsinnige, Blödsinnige und Kinder; Alles war dort wild durcheinander gemischt, die Geschlechter, die verschiedenen Altersstufen und die Krankheiten. Die Armen schliefen dort zwei und sogar zu Vier in einem Bette — man mußte hundertundfünfzig Francs zahlen, wenn man ein Bett für sich allein haben wollte —; außerdem diente das Schloß als Gefängniß. In dem Hospiz war das Verbrechen mit dem Elend durcheinander gemischt.“

Aber auch als Findelhaus hat das Schloß von Bicêtre im vorigen Jahrhundert dienen müssen. Die Königin Anna von Oesterreich, die Gemahlin König Ludwig des Dreizehnten, schenkte den kleinen, unglücklichen Geschöpfen, welche bis dahin im Findelhaufe am Thore St. Victor in Paris untergebracht waren, das Schloß zum Aufenthalt.

Die Zustände im Schlosse von Bicêtre müssen namentlich im vorigen Jahrhundert entsetzlich gewesen sein. Sie waren ein Spiegelbild des vor der großen Revolution in Frankreich herrschenden Elends, welches Louis Blanc in so ergreifenden Zügen in seiner Geschichte der französischen Revolution schildert, wo sich Hunderttausende von Bettlern bandenweise auf allen Landstraßen umhertrieben und die Almosen nöthigenfalls wie eine Steuer mit Gewalt eintrieben.**). Alle Schilderungen aus den Pariser Kranken- und Armenhäusern der damaligen Zeit sind entsetzlich. Die Zustände im Bufluchtshause von Bicêtre müssen aber doch die Zustände in allen Krankenhäusern und Bufluchtshäusern übertroffen haben.

Cullerier sagt in seinem bekannten Werke***): „Die syphilitischen Mädchen und Frauen, welche nach Bicêtre gebracht wurden, waren durch lasterhaftes Leben, durch schlechte Nahrung und durch eine Krankheit, welche man hatte fürchterliche Fortschritte machen lassen, vollständig heruntergekommen. Sie starben in großer Zahl schon während ihrer Behandlung. Im Jahre 1720 entzog man ihnen den größern Theil des Fleisches, welches die Verwaltung ihnen bewilligt hatte; statt Fleisch gab man ihnen Käse und Butter. Man vertheilte unter ihnen dieselbe Fleischsuppe, welche man den Armen gab, die nicht krank waren, und diese erhielten nur Ein Pfund Fleisch während der ganzen Woche.“

Im Jahre 1730 befanden sich in Bicêtre vierhundert Syphilitische. Sie bewohnten ein enges, wenig gelüftetes Lokal, welchem an mehreren Stellen der Einsturz drohte. Die Kranken befanden sich dort in einem höchst traurigen Zustande. Diejenigen, welche ihre ärztliche Behandlung erwarteten, waren mit Geschwüren bedeckt; die andern, welche geheilt waren, erschienen kraftlos und ausgemergelt. Bäder, deren Anwendung bei derartigen Krankheiten so heilsam und förderlich ist, waren in Bicêtre unbekannt Ding.

D. Marechal, erster Chirurg König Ludwig des Fünfzehnten, erstattete dem Könige einmal über die in Bicêtre herrschenden Zustände folgenden Bericht: „Ich habe syphilitische Kranke ge-

sehen, welche soeben geheilt waren. Sie waren ziemlich gut hergestellt; aber mit ihrer Gesundheit sah es schwach aus. Ich habe aber auch Kranke gesehen, welche sich noch nicht in ärztlicher Behandlung befanden — und ich gerieth in Schrecken über ihren entsetzlichen Zustand.“ Aber selbst der mächtige Name Marechal's war nicht im Stande, dauernde Verbesserungen in diese entsetzlichen Verhältnisse einzuführen. Im Jahre 1784, also kurz vor der Revolution, besichtigte der damalige Minister des Innern, Herr von Breteuil, Bicêtre und war, wie er sagt, „entriistet über den schrecklichen Zustand, in welchem sich die Kranken in Bicêtre befanden.“ Aber trotz der Entriistung des Ministers sah es im Jahre 1787 in Bicêtre gerade ebenso aus, wie im Jahre 1784. Das lag daran, daß alle in Bicêtre angestellten Aerzte und Chirurgen von der Bestechung und dem Raube lebten und durch Bestechung und Raub reich wurden. „Alle Aerzte in Bicêtre“, erzählt der Chirurg Vallement, der in seiner Jugend in Bicêtre angestellt gewesen war, „bereicherten sich dort in sehr kurzer Zeit; denn da sie das Recht hatten, in einen Saal zuzulassen und aus demselben zu entfernen, wen sie wollten, so wurden Diejenigen, welche Geld besaßen, sofort allen Anderen vorgezogen. Man kannte ganz allgemein die Mittel und Wege, welche man einzuschlagen hatte. Es genügte, sich an den Bedienten eines der dortigen Aerzte zu wenden und ihm drei Goldstücke im Betrage von zweiundsiebzig Francs einzuhandigen.“

Ein in seiner Jugend in Bicêtre angestellter Schreiber, der später Aufsichtsbeamter in der Salpêtrière war, sagt über die damaligen Zustände in Bicêtre: „Alle Säle waren sehr niedrig und mit Betten bedeckt, von denen jedes immer acht Kranke aufnehmen mußte. Der Geruch war, weil man die Zimmer nicht lüften konnte, wie man sich wohl denken kann, ganz entsetzlich. Die Unglücklichen, welche in Bicêtre zu gefährlich erkrankten, wurden auf Bahren in das Hotel Dieu gebracht. Die aus Bicêtre nach dem Hotel Dieu führenden Straßen waren immer mit Bahren bedeckt. Es war oft ein schenkslicher Anblick. Unter dem Vorwande, von den Vorübergehenden Hülfe und Almosen für die Kranken zu erbitten, deckten die Träger die Wunden der Kranken auf und setzten dieselben in dieser Weise bei jedem Schritte den Blicken der Vorübergehenden aus.“

Am eingehendsten sind die Schilderungen Michael Culleriers, eines der bedeutendsten Aerzte der damaligen Zeit, ein rechtschaffner, humaner und unterrichteter Mann, der kurz vor der Revolution die Stelle als oberster Chirurg in Bicêtre erhielt und mit dem eine neue Aera für die dort untergebrachten Kranken begann. Nach einer genauen Beschreibung der Säle, Fenster und Betten drückt er sich folgendermaßen aus: „Die Zahl der Kranken, welche in diesen Sälen aufgehäuft sind, ist kaum glaublich. Man würde versucht sein, zu glauben, daß es gar nicht möglich sei, in dieser entsetzlichen Luft zu existiren, wenn die Thatsache nicht auch die Möglichkeit herausstellte. In den Räumen, wo sich die Kranken befinden, die ihrer ärztlichen Behandlung entgegensehen, schläft die eine Hälfte derselben von 8 Uhr Abends bis 1 Uhr Mitternachts; die andere Hälfte schläft von 1 Uhr Mitternachts bis 7 Uhr Morgens. Es ist nämlich immer nur Ein Bett für acht Kranke vorhanden. Auf diese Weise bleibt den Kranken nur die Möglichkeit, die eine Hälfte der Nacht im Bette zuzubringen, während sie die andere Hälfte der Nacht wachen müssen. Die Räumlichkeiten selbst sind dunkel und mit jeder Art Unreinlichkeit ausgestattet. Die Fensterkreuze sind vernagelt, so daß es unmöglich ist, die Fenster zu öffnen, um Luft einzulassen. Man hat die Fenster deshalb zugenaagelt, weil sie, falls man sie geöffnet hätte, zusammengebrochen wären. Das sind keine Krankensäle — das sind Verbrecherzellen! Den Fußboden sieht man gar nicht mehr, er ist mit Schmutz bedeckt. Die Strohsäcke sind mit Stroh gefüllt, welches man seit mehreren Jahren nicht mehr erneuert hat. Vorhänge und Bettdecken bestehen aus Lappen und Lumpen und das Bettzeug ist mit den Auswürfen und mit dem Eiter aus

*) Nouveau formulaire magistrale par A. Bouchardat. Paris.

**) Louis Blanc, Histoire de la Révolution française. Paris.

***) Notes historiques sur les hôpitaux, établis à Paris.

den Geschwüren der Kranken beschmutzt; die Bettsäcke haben keine Ueberzüge, und der Kopf der Kranken ruht auf einem Kissen, welches den Schmutz mehrerer Jahre an sich trägt.

„Da man nur hundert Personen, fünfzig Männer und fünfzig Frauen auf einmal zur Behandlung zuläßt, und da eine neue Behandlung nur alle zwei Monate beginnt, so bleiben zweihundert bis zweihundertundfünfzig Kranke, unter denen sich alle diejenigen befinden, welche weder Geld noch Protektion haben, vollkommen ihrem Schicksal überlassen und warten während sechs Monaten, während neun Monaten, während eines ganzen Jahres auf den Moment, wo man sie in ärztliche Behandlung nehmen wird. Man kann sich selbst sagen, welche Fortschritte die Krankheit während eines so langen Zeitraums machen muß. Krebschäden und Hospitalfieber treten hinzu. Ein großer Theil der Kranken stirbt, bevor er nur in ärztliche Behandlung genommen wird.

Kann es etwa anders sein? Die Unglücklichen gehen ja ohne alle Pflege und ärztliche Hülfe zu Grunde; denn ärztliche Hülfe und Pflege können in diesem schrecklichen Hause nur mit Geld aufgewogen werden.“

„Die Verpflegung ist für Alle ein und dieselbe,“ fährt Cullerier dann in seiner fürchterlichen Schilderung fort. „Keine nährrende Fleischsuppe für Diejenigen, deren Kräfte erschöpft, keine leichten Gemüse für die Kranken, deren Verdauungsorgane geschwächt sind. Diejenigen, welche ihre ärztliche Behandlung erwarten, haben als einziges Nahrungsmittel nur hartes Brod, Käse, ranzige Butter und sehr selten Fleisch. Die für die Verpflegung angestellten Beamten nehmen den Kranken mit Gewalt die Nahrungsmittel weg, welche ihnen zukommen, und begehen die schreiendsten und skandalösesten Mißbräuche, ohne sich im Mindesten zu geniren, als wenn sie ein gesetzliches Recht darauf hätten.“ (Schluß folgt.)

Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

VIII.

Rinaldowsky indessen sitzt am nämlichen Abend in beinahe noch schlechterer Stimmung in seinem „Arbeitskabinet“. Das neue Jahr hatte für ihn eine sehr bittere Neuerung gebracht, die Aufhebung der Wechselhaft, welche er so umsichtig als gesetzliches Erpressungsmittel in Anwendung zu bringen verstanden, da, wo die unerbittlichste, schonungsloseste Auspändung fast ergebnislos verlief. Da wird ihm der Besuch des Obersten Burney gemeldet. Wie der Tiger freudig erregt aufspringt, wenn er frisches Fleisch riecht, so erhob sich Rinaldowsky und trat dem Besuch mit Büchlingen entgegen.

„Ich glaube, mein Name wird Ihnen bekannt sein,“ bemerkte der Amerikaner steif, indem er eintrat, „wollen wir nicht Platz nehmen?“

„Gewiß, ja, zu Diensten, sehr erfreut,“ entgegnete der beglückte Geschäftsmann, indem er seinem Besuch einen Sessel zu-rechtrückte und dann, guter Erwartung voll, an seinem Bureauisich Platz nahm.

Der Amerikaner nahm den dargebotenen Platz ein, streckte seine Beine weit von sich, faltete die Hände in den Schoß und begann:

„Sie kennen mich, Herr Rinaldowsky?“

„Ja wohl, vollkommen, — sehr geehrt.“

„Nun wohl, ich suche einen Mann, der ordentlich, praktisch und vor allen Dingen rücksichtslos zu Werke geht. Es handelt sich um Anlegung ziemlich bedeutender Summen zu guten Zinsen, die man aber auch einzutreiben weiß. So ein Mann sollen Sie sein; ist das so?“

„Die Welt kennt mich,“ erwiderte Rinaldowsky selbstgefällig. Gianettino Doria, der Neffe des Herzogs in „Hiesco“ sprach etwa in demselben Tone: „Die Blinden in Genua kennen meinen Schritt.“

„Sie sind ein ordentlicher Mann, und ich kann mich an Sie wenden. Offen gestanden, hat mir erst Ihre Behandlung des Lieutenants M. Vertrauen zu Ihnen eingesflößt, der, wie Ihnen wohl bekannt, sich in meine Familie einzudrängen suchte, weil mein Gänschen von Tochter dummehrlich genug gewesen, ihm eine schwache Seite ihres nicht allzustarken Herzens zu verrathen. Das konnte mir selbstverständlich nicht passen, denn mit 40 Thaler Sage und der Bildung eines Offiziers in der deutschen Armee wirbt man nicht um die Hand einer reichen Erbin aus dem freien Nordamerika. Nicht wahr?“

„Der einfachste Anstand hätte ihn davon abschrecken sollen.“

„Aber in Ihren Militärstaaten gilt es sogar als besonders ehrenhaft, sich vom Staate zum Staate ernähren zu lassen. Hübsches Wortspiel das für einen Yankee, nicht, Sir?“

„Ausgezeichnet,“ grunzte Rinaldowsky, der solche gröbere Wortspiele sowohl verstand als liebte.

„Um nun wieder auf unsern Hammel zu kommen . . .“

„Auf den Lieutenant,“ unterbrach Rinaldowsky, der um jeden Preis auch einen „Witz“ anbringen wollte.

„Ganz recht,“ erwiderte der Amerikaner trocken. „Sie haben ihn in einer Weise behandelt, welche den höchsten Regard für Ihre Person einflößen muß.“

„Hab' ich das?“ rief der Agent frohlockend, und wenn ihm nicht der Reichthum des Amerikaners zu viel Respekt eingesflößt hätte, er wäre dem Anerkennung seiner Talente am liebsten um den Hals gefallen.

„Der Offizier hatte Sie jedenfalls schwer gekränkt, Sie hätten ihn am liebsten gleich gestraft, aber die Sorge um Ihr Geld legte Ihnen Rücksichten auf.“

„So ist es,“ rief Rinaldowsky außer sich vor Vergnügen, bei der großen Isolation, in der er sich sonst befand, einen Gesinnungsgenossen zu finden. „Ja, jenseits des Ozeans ist die Menschheit doch viel freier vom Humanitätsschwindel, nur die Gerichte leiden an zu großer Rücksichtnahme, was man unseren Gerichten nicht vorwerfen kann.“

„Sie begreifen, Herr Rinaldowsky, daß ich den jungen Mann mit einigermaßen berechtigten Gründen abweisen muß, nachdem ihm meine Tochter zu viel Hoffnungen gemacht. Die beste Handhabung gibt der Ehrenschein; wie lange ist derselbe uneingelöst geblieben?“

„Ein und dreiviertel Jahr über die Zeit.“

„Er wird einwenden, daß er Ihnen für diese Zeit regelmäßig die Procente gezahlt hat?“

„Das kann allerdings nicht geleugnet werden, denn sein Vater hat die Quittungen.“

„Hat er denn viel Zinsen bezahlen müssen?“

„Nun, seine 120 Procent hat er bezahlen müssen, so gut war er nicht.“

„Sie sind ein kleiner Schwerenöther, Herr Rinaldowsky, der seine Leute zu nehmen versteht. Dieser junge Mann ist nicht bloß sehr leichtsinnig, er ist auch sehr bornirt dabei gewesen. Nicht einmal den alten Ehrenschein gegen einen neuen jedesmal auszutauschen!“

„Er wollte das anfangs, aber mir lag gerade sehr viel an so einem Zwangsinstrumente. Deshalb machte ich ihm begreiflich, daß es nur ein allgemeiner Verpflichtungsschein sei.“

„Und der gedankenlose Mensch beobachtete nicht, daß er dadurch Ihr Gefangener wurde?“

„Das war ja eben meine List, das war doch eben meine List, begreifen Sie denn nicht?“

„D, ich begreife vollkommen. Jetzt zu unserem Geschäft. Ich wünsche nach Amerika zurückzukehren, denn die abgeschmackte Geschichte mit meiner Tochter verleidet mir die hiesige Gesellschaft. Aber die Wuchergeschäfte blühen hier so, daß ich einen Theil meines Vermögens darin anlegen möchte, und einen besseren Verwalter als Sie könnte ich auf keinen Fall finden. Sie werden mir wohl mit Leichtigkeit 40 Procent geben können?“

„Bierzig Procent, aber das wären ja Sündenzinsen?“
 „Da Sie 120 Procent nehmen?“
 „Das ist das Maximum, wo das Risiko sehr groß, der Verlust halb sicher ist.“
 „Sagen wir also 30 Procent.“
 „Zu theuer, zu theuer, was sollte ich denn dabei verdienen!“
 „Können Sie genügende Sicherheit bieten?“
 „Vollkommene Sicherheit.“
 „So sollen Sie das Geld zu 20 Procent haben. Einverstanden?“
 „Einverstanden. Und wie denken Sie sich das weitere Arrangement?“
 „Sehr einfach; ich reise binnen der nächsten acht Tage nach Hamburg, wo mein Geschäftsfreund, Banquier H., mit mir das

Nöthige vorbereiten wird. Sobald dies geschehen, avisire ich Sie und Sie kommen zum Abschluß hin. Aber, Herr Rinaldowski, Diskretion!“

„Diese ist unter Geldleuten Ehrensache.“

„Also, auf Wiedersehen in Hamburg.“

Infolge dieser günstigen Geschäftsaussicht war Rinaldowski so vorzüglicher Laune, daß er an diesem selben Tage, was ihm sonst so leicht nicht befiel, den dringenden Bitten eines verzweifelnden Familienvaters gegen Erlegung der Gerichtskosten und Gewährung neuer Zinsen eine Auspändung auf 14 Tage sistiren ließ. Allerbing's hatte er vorher in seiner Freude der Flasche fleißig zugesprochen, und das beschwichtigte zeitweilig sein Gewissen über die unerhörte Nachsicht. (Schluß folgt.)

Aus der alten und der neuen Welt.

Unser heutiges Bild Maria von Burgund vor den Rathsherren von Gent führt uns eine interessante Scene aus der Geschichte des Mittelalters vor Augen. Maria, die Herzogin von Burgund, die zwanzigjährige Tochter des am 5. Januar 1477 in der Schlacht bei Nancy gefallenen, durch seinen wilden Kriegsübermuth verachtigten Karl des Kühnen, erscheint auf dem Rathhause der reichen Stadt Gent, vor ihren Unterthanen, den auf ihre altverbrieften Freiheiten unerschütterlich stolzen Rathsherren, um erst befehlend und dann flehend das Leben zweier ihrer Rätthe, des Kanzlers Hugonet und des Herrn v. Himbercourt, zu retten. Aber die Herren vom Rath beugen ihren Nacken nicht vor der weinenden Herzogstochter, sie bestehen auf ihrem Recht, die Verräther, welche mit der Herzogin Zustimmung, aber hinter der Bürgerschaft Rücken mit dem feindlichen Könige von Frankreich, dem hinterlistigen Elften Ludwig, verhandelt und ein Stück Land, dabei die Altstadt der Festung Arras, an den Todfeind verrathen haben, zu richten und mit dem Tode zu bestrafen. Am 3. April 1477 wurden die herzoglichen Rätthe auf offenem Richtplatze enthauptet, trotz dem Maria am Fuße des Schaffots weinend und händeringend das Volk um Gnade anrief. Die Bürger von Gent konnten von ihrer

Fürstin und deren Dienern hintergangen werden, aber sie ließen sich das Recht, den Verrath zu bestrafen, auch durch die Thränen eines fürstlichen Weibes nicht verkrümmern. Xz.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Italienisch.)

I cattivi governano i buoni.

Kein Wunder, daß Nichts taugt auf Erden,
 Wenn sie sich auch mit Blumen ziert,
 So lang noch immer hier regiert
 Die Guten von den Bösen werden.

Più tosta il corpo, che l'anima alle catene.

Lieber den Leib mir in Banden geschlagen,
 Als daß die Seele soll Ketten tragen.

Die Flinte schießt, der Säbel hant.

(Graf Eulenburg, Bevollmächtigter zum deutschen Bundesrath und preussischer Minister des Innern, in seiner famosen „Rede“ gegen die Sozialdemokraten (S. 130 der Strafgesetznovelle, am 27. Januar d. J.): „Sind Sie in der Majorität nicht meiner Meinung, meine Herren und verwerten Sie den § 130), so ist damit noch nicht festgestellt, daß Sie ein richtigeres Urtheil haben als ich; aber ich muß mich dann entscheiden, daß wir vor der Hand nicht anders können, als uns mit dem schwachen Gesetzparagrafen (dem § 130 in seiner jetzigen sauberen Gestalt) so lange zu behelfen, bis die Flinte schießt und der Säbel hant.“)

Es sprach das große Wort gelassen
 Und kühl der Herr Minister aus,
 Und dennoch fand es auf die Gassen
 Der Kaiserstadt den Weg hinaus.
 Es schwieg das Lärmen und das Summen
 Für Augenblicke; klar und laut
 Klang durch das plötzliche Verstummen:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“

Und weiter wehten es die Lüfte,
 Das treffliche Ministerwort,
 Und trugen's über Berg und Klüfte
 In alle deutschen Gauen fort.
 Es summt, die Arme rührend, leise
 Der Arbeit Volk, vor dem die graut,
 Nach einer selbstgeschaffnen Weise:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant.“

Das war ein Wort, so ernst und ehrlich,
 Ein Wort aus tiefstem Herzensgrund,
 Wie wir's bis diese Stunde schwerlich
 Vernommen aus Ministermund.
 Nimm unsern Dank! Ja, du bist offen!
 Nun weiß man doch, worauf ihr baut,
 Nun weiß man doch, was euer Hoffen!
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“

Es scheint, daß von Gesetzstiteln
 Und von dem vielerprobten „Recht“,
 Daß ihr von euren innern Mitteln
 Euch herzlich wenig nur versprecht.
 Es scheint, daß man im Rath der Weiser
 Nur äußern Mitteln noch vertraut,
 Der Pferdekur mit Blut und Eisen:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“

Ich geb' es zu, es ist verdrießlich,
 Wenn man sich plagt ein volles Jahr,

Und wenn der Liebe Mähen schließlich
 So ganz und gar verloren war,
 Und schießt die Saat, die man erschlagen,
 Nur immer üppiger ins Kraut,
 So mag man wohl sich knirschend sagen:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant.“

Ihr seht in Schwaben wie in Sachsen
 Und in der zähen Holsten Land
 Die Schaar der ledern Dränger wachsen,
 Ja selbst in Brandenburg Sand;
 Und wenn ihr so, verzagt, bekommen
 Und rathlos an den Federn laut,
 Mag wohl euch der Gedanke kommen:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“

Ihr fertet ein, ihr laßt bestrafen,
 Ihr übertreft euch selber fast,
 Ihr dreht und biegt die Paragrafen —
 Und dennoch keine Ruh und Raß.
 Die Massen ausgewählt im Grunde
 So weit der liebe Himmel blaut —
 Da zischt denn aus gekniffnem Munde:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“

Es ist im weiten deutschen Reiche
 Vielleicht so Manchem viel zu still —
 Warum das Volk, das hungerbleiche,
 Nur gar nicht revoliren will?
 Der Kessel hat in frühern Tagen
 Ja auch gebrodelt und gebraut,
 Und wir, wir würden gerne sagen:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“

Wie schade doch, daß die Patronen
 Im Magazin so müßig ruhn!
 Die hübschen schlanken blauen Bohnen,
 Sie würden sicher Wunder thun;

Das ist die grundsolide Speise
 Die jeder Magen schwer verdaut —
 Dann würde wahr das Wort, das weiße:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“

Man übe so in wenig Tagen
 Die jungen Krieger praktisch ein,
 Und die sich früher schon geschlagen,
 Sie blieben in der Übung fein.
 Das Volk wird ewig radotiren,
 Bis Blut das Pflaster roth bethaut;
 Und muß es nicht die Schlacht verlieren?
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“ —

Gemach, ihr Herrn! So mag's euch scheinen,
 Doch wer gibt Siegel euch und Brief?
 Man hat Exempel, sollt' ich meinen,
 Zuweilen geht die Sache schief.
 Habt ihr denn ganz und gar vergessen,
 Was eure Kaiserstadt geschaut,
 Daß ihr nun ruft so stolz-vernessen:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“?

Habt ihr denn vergessen, wie die Masse
 Bors Schloßportal die Todten trug,
 Und wie das arme Volk der Gasse
 Des Königs schmucke Gardien schlug?
 Wie es verstand, die Faust zu ballen
 Und wie den Prinzen es vertrieb
 In seines Hornes Ueberwallen?
 Die Flinte schoß, der Säbel hieb.

Und weil, wie groß auch ihre Leiden,
 Nicht an Gewalt die Masse denkt,
 Und weil, wenn Waffen erst entscheiden,
 Vielleicht sich ihre Schale sentt,
 Drum streutest du des Hasses Samen
 Mit jenem Worte herzlos-laut,
 Das fürder klebt an deinem Namen:
 „Die Flinte schießt, der Säbel hant!“